

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 130

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A black and white photograph of a hand with a tiger-stripe tattoo. The hand is positioned in the lower right corner, with the fingers slightly curled. The tattoo consists of dark, bold, wavy lines that resemble a tiger's stripes, running along the length of the hand and fingers. The background is a light, textured surface, possibly a piece of fabric or paper, with some subtle shadows and highlights. The overall composition is minimalist and artistic.

Tanner ist Sammler + + Die Angels schweben über America und im Kunstmuseum begegnen sich Me, Myself und I + + Stahlberger trifft St.Crisco und Romeo wieder einmal Julia + + Ausserdem: Eine andere Dreikönigsgeschichte aus St.Gallen

Bild: A.M. und Florian Bachmann



TANNER, DER SAMMLER

Als Banklehrling hat er mit dem Sammeln moderner Kunst begonnen, ganz nach dem eigenen Geschmack. Jetzt, wo alle Wände seiner Wohnung beinahe vollgehängt sind, ist die Zeit für eine Ausstellung reif: Noch bis Mitte Januar zeigt das Museum Liner in Appenzell «seine» Schweizer Kunst von 1970 bis 2000. Eine Begegnung mit Sammler Christian Tanner. von Irene Kost

Appenzell. Eingehüllt in einen olivfarbenen Lodenmantel schreitet ein kleiner Mann mit grossen Schritten vom Bahnhof Appenzell auf das Museum Liner zu. Er besucht seine Sammlung. Erst das zweite Mal hat er sie ausser Haus gegeben: die «Sammlung Tanner Teufen». Teufen ist der Bürgerort von Christian Tanner, dem Sammler. Sein Grossvater war der Besitzer der Konditorei Tanner, bevor er sie in den Dreissigerjahren der Familie Spörri verkaufte. Braungebrannt, zurück von einer Ayurveda-Kur in Südindien, tritt er ein und strahlt. «Optimal», so findet Christian Tanner, kämen seine Bilder und Skulpturen in den Räumen des Hauses von Gigon und Guyer zur Geltung. «Zu Hause sehe ich vor lauter Bäumen manchmal den Wald nicht mehr», lacht er. In seiner Wohnung im Mehrfamilienhaus in Zürich und in der Zweitwohnung am Bielersee fügt sich die Hängung seiner gesammelten Bilder zu einem Gesamtkunstwerk. «Es bleibt kaum eine freie Ecke, bald muss

ich aufhören mit Sammeln», lacht er. Er weiss, es ist eine Illusion.

Sammler ist man ...

... oder nicht. Christian Tanner ist einer. Mit den Eltern eines Schulfreundes besuchte er als Knabe in den fünfziger Jahren in St.Gallen die Erker Galerie. Die Vernissagen waren für ihn aufregende Events, und er begann Ausstellungsplakate zu sammeln, die er signieren liess. Tanner schickte prominenten Künstlern, die er nie persönlich getroffen hatte, Plakate und bat sie um eine Unterschrift – oft mit der Beigabe einer süsssen Aufmerksamkeit einer Confiserie. Auch Joan Miró, Jean Paul Sartre oder Willy Brandt schrieb er an. Eine Begegnung mit Erich Heckel öffnete ihm den Zugang zur Kunst. Mit seinem ersten Geld als kaufmännischer Lehrling erstand er Lithografien bekannter Künstler. Heute hat er weit über 200 Bilder und einige Skulpturen, vorwiegend Schweizer Kunst von 1970 bis 2000,

darunter Martin Disler, Dieter Roth und Silvia Bächli, und eine kleine Sammlung mit Teufner Kunst.

Zu lange habe er traditionsgebunden gesammelt und zu lange habe sein Auge auf den Klassikern geruht, sagt Christian Tanner heute. Mit diesen beschäftigte er sich während und nach seiner Lehre als Bankier in London, Paris, New York, Montreal und Genf. In den siebziger Jahren arbeitete er für die damalige Bankgesellschaft in Biel. Der passionierte Hobbysammler wurde beauftragt, Bilder lokaler Künstler für die Bank anzukaufen. Damals eine ungewohnte und herausfordernde Arbeit, die er aber gerne annahm. Er musste erst erkunden, wer zu den «Lokalen» im Raum Biel gehörte. Inzwischen ist er mit den meisten befreundet. Vor einigen Jahren besuchte er Benedikt Salvisberg im Einsiedlerhäuschen im Sensegebiet und brachte auf dem Weg Daniel Spoerri ein Körbchen selbstgesammelte Erdbeeren vorbei.

«Bankarbeiter bin ich»

Mit der Bank Julius Bär in Zürich hat Christian Tanner vor 28 Jahren einen Arbeitgeber gefunden, bei dem er sein Engagement als Sammler und Bankier verbinden kann. Dass sich Banken als Sammlerinnen betätigen, findet er grundsätzlich okay. Wobei er nur für

< Christian Tanner im Triptychon:
«Dieter Roth / Richard Hamilton,
Interfaces 15 und 16, 1977/78.»

die Julius Bär Bank reden möchte, die sich nebenberuflich als Sammlerin im Kunstmarkt bewege, über Galerien einkaufe und sich als Kulturvermittlerin verstehe. Grossbanken, die eine eigene Kunstabteilung haben und Kunst als Mittel zum Zweck verwenden, um an Geldpotente zu kommen, das sei eine andere Geschichte.

Christian Tanner sitzt in der Kunstkommission der Julius Bär Bank und darf für sie, die ein dickeres Portemonnaie hat als er, Werke kaufen. Das macht ihm Spass. Schon einige Schnäppchen sind schliesslich doch bei ihm gelandet. «Die Kriegsgöttinnen von Leiko Ikemura zum Beispiel, das wollte der Chef nicht. Maschinenpistolen, schreiende Frauen, so was zieme sich nicht für die Augen der Kundschaft.» Christian Tanner hat da keine Hemmungen, jahrelang hatte er eine düstere Kohlezeichnung von Miriam Cahn in seinem Büro hängen. «Das erleichterte mir oft den Einstieg, um mit den Kunden ins Gespräch zu kommen», sagt der Berater, der im Private Banking tätig ist. «Bankarbeiter bin ich», korrigiert er. Jetzt hängt das Bild in der Ferienwohnung am Bielersee im Schlafzimmer. Tanner erzählt weiter, wie es ihm einmal zu heiss wurde in der Nacht. Er warf sein Duvet von sich, das mitten in der Kohlezeichnung landete. Nachher habe er mit der Hand versucht die Kohle wieder besser zu verteilen. «Sehen Sie die Bremsspur?»

Kunst ist lebendig

Christian Tanner bestimmt die Qualitätskriterien für seine Sammlung selber: ein Bild sollte mit gutem Gewissen in einem Katalog reproduziert werden können. Um gute Kunst zu erkennen, habe er ein geschultes Auge, gleich einem Diamanthändler, sagt er. Kunst ist für ihn etwas Lebendiges. Ein fixes Museum als Denkmal für die Sammlung und für seine Person zu erstellen, liegt ihm fern. «Dazu fehlt mir auch das Geld.» Ein Grossteil der Sammlung werde die nächsten dreissig Jahre nicht «überleben» und in die Kunstgeschichte eingehen, glaubt Tanner. Zu klein und zu unbedeutend, nicht vergleichbar mit der Sammlung T, Klee oder Rosengart. Am liebsten wäre ihm, wenn die Werke nach ihm wieder auf dem Kunstmarkt landen würden und Liebhaber, wie er, die Werke kaufen würden. Er selber reist weiterhin mit dem Zug, um etwas Geld auf die Seite zu legen. Die Weihnachtsausstellungen in Aarau und Winterthur hat er bereits besucht. «Mein Sammelfimmel ist leicht extrem», entschuldigt sich Christian Tanner.

«Ins Licht». Die Sammlung Tanner Teufen, Schweizer Kunst 1970-2000. Noch bis 16. Januar 2005, Museum Liner Appenzell, Öffnungszeiten: Di-Sa, 14-17 Uhr, So, 11-17 Uhr.

SCHAUFENSTER

PRIVATE THINGS.

Die Künstlerin Irina Polin hat für den Kunstraum Kreuzlingen einmal mehr in die Puppenkiste gegriffen. Zum Vorschein kam Benutztes: Gegenstände mit Polins eigenen, versteckten Geschichten. Die Fundstücke aus der Vergangenheit hat sie zu Inszenierungen arrangiert – zu Szenen aus dem Alltag – und fotografisch festgehalten: absurd, grotesk, detailreich, lustvoll, auch provokant. Als Fotografin wird die junge Russin gern bezeichnet. Sie selbst will sich aber keinem künstlerischen

Medium zuordnen lassen. Die Ausstellung im Kunstraum trägt dem Rechnung. Die grossformatigen Fotografien werden erstmals zusammen mit Ölbildern gezeigt. Mit gemalten Ausschnitten aus Fotografien, lasziv-kühle Huldigungen der Schönheit. Ein Bruch zu Polins Puppenarbeiten, könnte man auf den ersten Blick meinen. Ist es aber nicht. (sob) Kunstraum Kreuzlingen, «private things», ab 15. Januar, Do und Fr, 17-20 Uhr, Sa, 13-17 Uhr, So, 11-17 Uhr. Vernissage: Fr, 14. Januar, 19.30 Uhr. www.kunstraum-kreuzlingen.ch



DAS RENDEZVOUSPROBLEM.

Auch in der Arbeit des Österreichers Hans Schabus geht es schliesslich um die Entdeckung des eigenen Ichs. Für seine aktuelle Ausstellung «Das Rendezvousproblem» hat er das Kunsthaus Bregenz über ein Jahr lang immer wieder besucht, sich ihm anzunähern versucht und schliesslich ein Konzept für das ganze Haus vorbereitet. Seine Erfahrungen, die Anreise mit dem Zug, vor allem die Tunnelfahrt und die «Kunstabtuten» der Arlbergtrassenführung, sind Teil der Ausstellung. Ganz in der Tradition des Kunsthauses und seiner Ausstellungen von Daniel Buren oder Olafur Eliasson transformiert Hans Schabus das gesamte Gebäude in einen verschachtelten, architektonischen und mentalen Parcours. Zerstörend, untersuchend, neu errichtend: Immer thematisiert Hans Schabus in seinem Werk die Rolle des Künstlers im Raum und die des Betrachters als ein Bewusstsein und Unterbewusstsein seines Ichs. Der «Parcours» ist ein in Schabus' Arbeit immer wiederkehrendes Element. Besucherinnen und Besucher werden entlang festgeschriebenen, verschachtelten Pfaden geführt – entlang seinen «Parcours der Entdeckung des eigenen Ichs». (sob) Kunsthaus Bregenz, «Hans Schabus: Das Rendezvousproblem», noch bis 16. Januar. Di-So, 10-18 Uhr, Do, 10-21 Uhr. www.kunsthaus-bregenz.ch

ME MYSELF I.

«It's not that I love myself, I just don't want company, except me myself I», sang die amerikanische Singer/Songwriterin Joan Armatrading. Die südafrikanische Künstlerin Candice Breitz hat den Text in eine eindrückliche Videoinstallation übersetzt: Sie filmt sich selber, allein im Zugsabteil sitzend, indem sie die Kamera auf ihr Spiegelbild im Fenster richtet. Draussen ziehen spärlich beleuchtete Orte vorbei. Und Candice Breitz summt den Popsong: «Me myself I». Als wolle sie sich singend des eigenen Daseins vergewissern, hat Candice Breitz mit «Me Myself I» eine Videoarbeit geschaffen, in der sie das Road-Movie-Thema mit einer eindringlichen privaten Innensicht verbindet. In der Ausstellung mit dem Titel «Me myself I» zeigt das St.Galler Kunstmuseum diese Installation. Daneben auch andere Arbeiten zum Thema. Der ständige Wechsel zwischen Aussen- und Innensicht wird in der zeitgenössischen Fotografie und Videoarbeit häufig dargestellt. Seit Jahren wurden die so genannten Neuen Medien im Kunstmuseum gezeigt und trotz bescheidener Ankaufsmittel auch kontinuierlich gesammelt. Darunter sind etwa der Videopionier Name June Paik, Hubbard & Birchler oder auch Pipilotti Rist. Erstmals sichtet das Kunstmuseum diesen Bestand nun unter einem thematischen Gesichtspunkt: «Me myself I». (sob) Kunstmuseum St.Gallen, «Me myself I», noch bis 17. April. Di-Fr, 10-12 Uhr und 14-17 Uhr, Sa und So, 10-17 Uhr. www.kunstmuseumsg.ch

Manuel Stahlberger und St.Crisco haben sich für eine zweimonatige Tour zusammengetan. Die Konzertlokale bekundeten Interesse, auch wenn sie nicht genau wussten, was auf sie zukommt. Vielleicht wussten das auch die Musiker selbst nicht so genau. Jetzt weiss man es: Eine abseitige Rummelplatzkapelle, zu der man sogar tanzen könnte. Ein Tourbericht.

von Kaspar Surber



Das ist nicht Kabarett, das ist Musik: Stahlberger und St.Crisco während ...

BAND FÜR ZWEI MONATE

28

Um vier Uhr nachmittags ist der Kombi mit dem orangenen Anhänger in St.Gallen abgehahren, und bereits in der Nähe von Gais meldet Marcel Gschwend, dass er Hunger habe, ob denn der eidgenössisch diplomierte Kulturmanager SAWI vorne rechts nicht an eine Zwischenverpflegung gedacht habe. Christian Kesseli, der ansonsten eine perfekte Excel-Planung mit schrittweise zwanzig Abklärungen pro Auftrittsort erstellt hat, vertröstet auf das Abendessen, das später mit Seteufelsaltimboca und Kartoffelstock selbst die Erwartungen von Gourmet Gschwend übertreffen wird:

St.Crisco sind unterwegs auf Tournee, irgendwo zwischen der Alten Moschti in Mühleturmen und dem Club Industrie in Wädenswil, zum ersten Mal in der Bandgeschichte und erst noch mit einem, der bis anhin meist im Duo und mit der SBB reiste. Manuel Stahlberger steuert dem selbsternannten Kammerensemble der Unterhaltungsmusik seine Texte bei, bekannte von Stahlbergerheuss und unbekannte, und gestern Freitagabend beim zweiten Konzert im Hafenbuffet hat das Zusammenspiel geklappt. Gestandene Hafenarbeiter lehnten an der Bar, sprachen wissend von einem «sehr schönen Abend», und auch Stahlberger machte es «richtig Spass». Als sich in der Steingasse die Tür zum Restaurant Schlössli öffnet, herrscht erst recht Zuversicht: Tatsächlich steht auch im hintersten Appenzeller Krachen ein Tschüttelkasten, beste Meditation für jede Band.

«Wir spielen zusammen»

Für zwei Monate habe er jetzt also eine Band, und es sei schon etwas anderes, vorne zu singen, wenn andere hinten spielten, beschreibt Stahlberger das Zusammengehen. Getroffen hat man sich eher zufällig: 1999 hatte Sänger Christian Kesseli zusammen mit Semi-Kollege und Schlagzeuger Michael Gallusser St.Crisco gegründet, um akustisch Musik zu spielen, später wurde «die als Projekt angelegte Band» (Kesseli) um den Gitarristen Antonio Malinconico und den Bassisten Marcel Gschwend erweitert. Für Stahlberger und seinen vormaligen Partner Möllä hatte man wohl in Gallussers Klangstall das Album «Zu wahr, um schön zu sein» aufgezeichnet, zu einem gemeinsamen Auftritt kam es allerdings erst im Sommer 03 auf Einladung von Roman Elsener im Rorschacher Rosengarten. Wobei «gemeinsam» etwas zuviel gesagt ist: Man spielte nacheinander, und fand bloss für ein Beatles-Cover zusammen. Für etwas Verwirrung sorgt die Kombination auch jetzt noch: «Zuerst gibt es ein Konzert von Manuel Stahlberger und dann eines von St.Crisco», kündigt die Wirtin den Auftritt an. «Nein-nein, wir spielen zusammen», sagt Stahlberger, als er ans Mikrofon tritt.

Wenn man sich mit Manuel Stahlberger dann und wann über Kabarett unterhält, weiss man, was er nicht mag, nämlich, wenn etwas «theaterlet» ist und sich «keine Böden auf-tun». Gerade im Zusammenspiel mit St.Crisco überwindet er diese beiden Bühnengefah-

ren selbst so elegant wie selten zuvor. Schon das erste Lied, «Im Grüene», die Haussuche eines jungen Ehepaares draussen auf dem Land, liefert die Blaupause all seiner Geschichten: Die heile Welt und der Weg dorthin, auf dem seine Protagonisten strau-cheln und sich ihrer eigenen Lächerlichkeit bewusst werden. Ob das hehre Ziel «Integrie-re» heisst (Eine hat e Hasescharte – lönd au ihn in Schräbergarte / und di Tünne und di Ticke – törfed au i eui Klicke / und isch ein en Neonazi / lömmer au mol 's Füfi grad sii), ob im Kabinettstück «Sad Song about love» eine Frau, auf deren Handtasche «Love» gestickt steht, dem Mann Schlafkrusten aus dem Auge kratzt oder schliesslich ein Nachbar seinen Nachbarn grilliert – je böser die Beobachtungen, desto besser. Und am allerbesten: Das alles ist nicht bloss Kabarett, das ist Musik.

Schlafende Elefanten

Endlich nämlich weiss man, warum Malinconico sich den ganzen Abend die Nägel feilte (so viele Saitenschläge pro Sekunde wie der schafft kaum einer), federnd leicht sind Gallussers und Gschwends Rhythmen – virtuos legen St.Crisco ihre Takte unter Stahlbergers Texte. Und auch dann, wenn dieser mit seiner Ukulele in die zweite Reihe sitzt und Kesseli singt, passt alles: Dessen rockige Songs sind angenehmes Kontrastprogramm zu Stahlbergers Wortwitz. Was es ist, all das zusammen? Geflüstert, mehr leise als laut: Eine dieser Rummelplatzkapellen, die unter farbigen

Lichterketten vom abseitigen Leben erzählen und manchmal sogar tanzen. Verwandte im Geist vielleicht von Fink, der Countrykappelle, die in Hamburg ihre Trapperfallen stellt, von Adam Green, dem zuckersüssen amerikanischen Moritassänger.

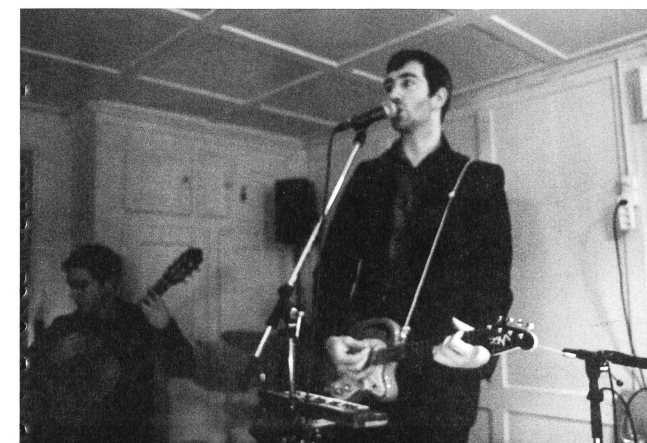
«Es war ein freundschaftstrunkener Abend», sagt Stahlberger, als er frühmorgens die Kabel zusammenrollt. Simon Enzler war noch gekommen, hatte mit den letzten Gästen eine Welle gemacht, die Wirtin verteilte «Jegetee» um «Jegetee», und als die Band draussen längst am Töggelen war, musste ein drittes Set her, nochmals und nochmals wurde der Nachbar grilliert. Und als um vier der Kombi mit dem orangenen Anhänger im St.Galler Nebel eintaucht, hat man sie nochmals im Ohr, Stahlbergers melancholischste Zeile, die von vermeintlichen Baumstämmen auf einem Sonntagsspaziergang erzählt: «Und mir redet übers Wätter und über üsi Verwandte / und plötzlich seich du: lueg, do häts schlofendi Elefante.» Sollen die Fünf doch weiterspielen, in ihren Solo-, Duo- und allen anderen Projekten. Aber bitte auch manchmal zusammen!

Die Tour geht weiter: 3. Januar, Pöstli Davos, 6. Januar, Theater am Gleis Winterthur, 7. Januar, Rössli Stäfa, 8. Januar, Altes Kino Mels, 13. Januar, Parterre Basel, 14. Januar, Alte Turnhalle Engelburg, 15. Januar, Fabrigg Büchs, 20. Januar, Musig-Bistrot Monbijou Bern, 21. Januar, Alti Moschti Mühleturmen, 22. Januar, Kul-Tour Speicher, 24. Januar, Sphères Zürich, 27. Januar, Club-Industrie Wädenswil, 1. Februar, Kellerbühne St.Gallen.

Mehr Infos: www.stcrisco.com und www.stahlbergerheuss.ch



...und nach dem Konzert.



ANGELS IN AMERICA



Engel des Bethesda-Brunnens im New Yorker Central Park, wo die Schlusszene von «Angels in America» spielt.

In seinem Stück «Angels in America» beschreibt Tony Kushner stellvertretend für jede andere Minorität die Situation der amerikanischen Homosexuellen in einem von religiösem Fanatismus aufgeheizten Klima. Das Stück, das im Januar im Theater St.Gallen gezeigt wird, ist auch zwanzig Jahre nach seiner Uraufführung erschreckend aktuell. Eine persönliche Vorschau des Leiters der hiesigen Geschäftsstelle für Aids- und Sexualfragen. von Johannes Ernst Schläpfer

«Aids ist ein ganz kleiner Vorläufer der Apokalypse».

Waltraud Puzicha (*1925), deutsche Aphoristikerin

Nicht alle mögen Aids als kleinen Vorläufer der Apokalypse sehen. Das monumentale, zweiteilige Theaterstück «Angels in America» des 1956 geborenen Amerikaners Tony Kushner wird trotzdem niemanden unberührt lassen. Wer die apokalyptische Atmosphäre einer von religiösen Rechtskonservativen angeführten USA so tiefgründig und scharfsinnig darstellt, hinterlässt Betroffenheit und Nachdenklichkeit. Doch Kushner hat nicht nur ein Stück über Doppelmoral und fundamentalistisch aufgeheizte Religiosität geschrieben. Er zeichnet auch ein Panorama menschlicher Beziehungen und politischer Intrigen: Persönliche Tragödien von Menschen, die sich mit der Krankheit Aids und gleichzeitig mit der eigenen Homosexualität auseinandersetzen müssen.

Den eigenen Weg finden

Da ist zum einen das schwule Paar Prior und Louis, deren langjährige Beziehung an Aids zugrunde geht, zum zweiten der Staranwalt Roy Cohn, die rechte Hand des berüchtigten Homosexuellen- und Kommunistenjägers McCarthy, der mit der Krankheit auf seine Weise umgeht: Er lässt sie nicht zu, weil seine gesellschaftliche Position eine «anständige» Krankheit erfordert – offiziell leidet Cohn an Krebs. Und schliesslich ist da der junge Anwalt Joe Harper, dem Cohn einen hohen Posten in Washington verschaffen möchte. Doch die bevorstehende berufliche Veränderung bringt lang unterdrückte Probleme in Joes Ehe zum Vorschein. Das 1983 erstmals in San Francisco aufgeführte und mehrfach preisgekrönte Stück handelt zwar vom Amerika der frühen achtziger Jahre, als Ronald Reagan das «Reich des Bösen» als politischen Begriff einführte. Doch mit der Wahl von George W. Bush, der nun von der «Achse des Bösen» spricht, sind die geschilderten gesellschaftlichen Umstände dieser Leidensge-

schichte über Aids und Homosexualität erschreckend aktuell. Oder wie es im Stück der Mormone Joe Harper sagt: «Amerika hat wieder zu sich gefunden, zu seiner heiligen Stellung unter den Nationen. Und die Menschen schämen sich nicht mehr dafür, so wie früher.»

Wie bewahren und verteidigen wir unsere Menschlichkeit und Freiheit in einer Welt von Verlogenheit, Doppelbödigkeit und Einförmigkeit? Wie können Menschen ihren eigenen Weg finden in einer Epoche, in der es «so doch nicht mehr weitergehen kann»? «Angels in America» macht sichtbar, dass eine Auseinandersetzung mit der kollektiven Apokalypse allein nicht ausreicht. Es braucht eine persönliche Neueinstellung der Lebensperspektiven. Und manchmal bieten ja Engel ihre Hilfe an. So zeichnet sich am Ende am Horizont doch so etwas wie ein Hoffnungsschimmer ab. Trotz oft niederdrückender Ratlosigkeit in menschlichen Beziehungen bietet das Stück die Skizze einer Vision an, in der wir «zu mehr Gemeinschaft finden können, ohne die

OPERATION SHAKESPEARE: JULIAMOROMEU.

Am Anfang standen die «Mammutjäger». Das erste Projekt der «Netzwerk Bühne»: der in St.Gallen stationierten Interessengemeinschaft von freien, professionellen Theaterschaffenden. Die Mammutjäger sind weiterhin unterwegs und sorgen für Furore. Bereits präsentiert die Netzwerk Bühne aber ein neues Stück: «Julia moromeu» aus der Reihe «Operation Shakespeare». Mammutjäger Erich Furrer führt hier Regie. Auf der Bühne stehen Kуска Caceres und Luc Spori. Dies tut Spori aber nicht einfach als Romeo, und Kуска Caceres nicht nur als Julia. Mal ist er Julia, mal ist sie der alte Capulet, dann spielt er Bruder Lorenzo und sie

die Julia. Blitzschnell switchen sie zwischen den verschiedenen Rollen hin und her. Unerwartet – als hätte einer eine Fernbedienung in der Hand. Da stehen sich Romeo und Julia zum Beispiel am Fest der Montagues gegenüber, kommen sich näher. Und plötzlich heisst es: «Nahaufnahme!», und dann ein Cut. Den Liebeskuss darf man sich in der Phantasie ausmalen. Die Geschichte von Romeo und Julia sei ja eh allen bekannt, schreiben die Leute von der Netzwerk Bühne auf ihrer Internetseite. Und damit treiben sie nun ihren Spass. (sob.)
Fr, 7., Sa, 8., Di, 11., Mi., 12., Fr, 14., Sa, 15. Januar, 20 Uhr, Offene Kirche St.Leonhard St.Gallen



31

BAMBILAND.

Seit die Schriftstellerin Elfriede Jelinek mit dem Literatur-Nobelpreis geehrt worden ist, verkaufen sich die Taschenbuchausgaben ihrer bekanntesten Werke wie «Die Klavierspielerin», «Lust» und «Gier» wie die warmen Semmeln. Jelineks Theaterstücke können hier nicht mithalten. «Jelineks Theaterflächen sind Zumutung und Herausforderung für das Theater, im besten Sinn Material, das den Regisseur fordert», schreibt «Der Südkurier». So war es Jelinek auch immer ein Anliegen, mitzureden, wer mit ihrem «Material» arbeiten dürfe. Die Uraufführung ihres neusten Stücks «Bambiland» am Burgtheater in Wien hat denn auch, auf ausdrücklichen Wunsch der Autorin, Christoph Schlingensiefel besorgt. Nun zeigt auch das Theater Konstanz Jelineks «Bambiland». In einer Inszenierung von Dagmar Schlingmann. Die Regisseurin hatte kurz vor Dead-Line befunden, dass das ursprünglich vorgesehene Stück «Die Kriegsberichterstattung» von Alesia Walser zu wenig zu berichten hätte – und hat Jelineks «Kriegsberichterstattung» im letzten Moment vorgezogen. In «Bambiland» schlägt Jelinek eine Brücke von Babylon über «Die Perser» des Aischylos – das älteste Theaterstück unserer Kultur – hin zum Irak-Krieg und dessen medialer Vermittlung. «Bambiland» berichtet nicht aus der Sicht der Opfer, sondern aus der Kamera-Perspektive der «mitkriegenden» Beobachter – aus unserer Sicht. (sob.)

Sa, 8., So, 16., und Sa, 29. Januar, jeweils 20 Uhr, in der Werkstatt des Theaters Konstanz

LETZTER SCHULTAG.

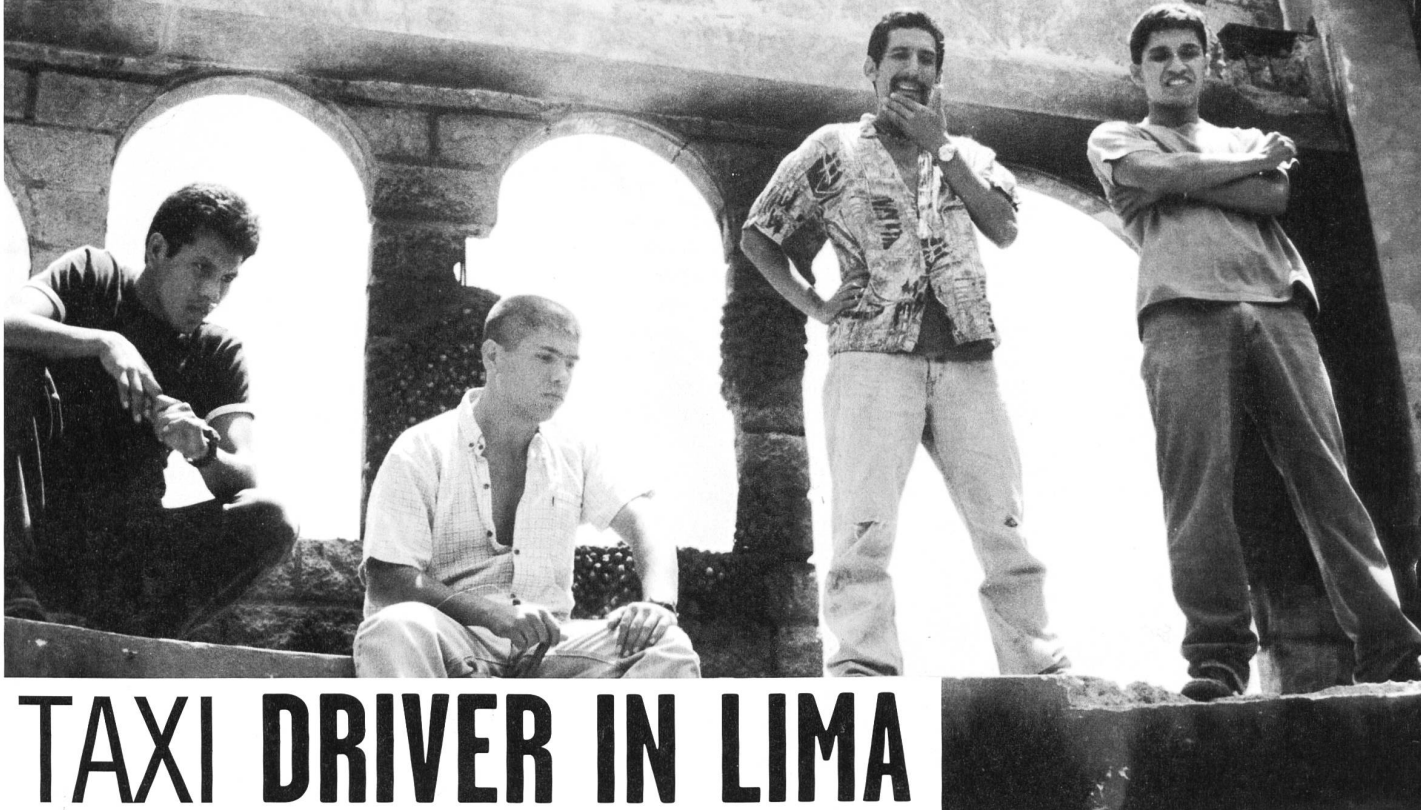
In unsern Klassenzimmern geht es nicht mehr so friedlich zu und her wie auch schon. Das weiss man unterdessen. Unzählige Zeitungsartikel haben von Mobbing im Klassenzimmer und überforderten Lehrern berichtet. Die St.Galler Regierung habe die Situation daraufhin schön geredet. Das «Junge Theater» aber – wie die Verantwortlichen selber sagen – scheue sich nicht, die Probleme nun endlich beim Namen zu nennen. Es bringt das britische Stück «Letzter Schultag» zur deutschsprachigen Erstaufführung. Einen Thriller, der aufzeigt, was passieren könnte, wenn ein Lehrer dem Druck nicht standhält: Ken Barrett ist nach zwanzig Berufsjahren immer noch Naturwissenschaftler mit Leib und Seele. Das Unterrichten fällt ihm aber von Tag zu Tag schwerer. Der Grund dafür liegt nicht nur im Druck von «oben», sondern auch bei den Eltern, die ihn kritisieren und bei den Schülern, die sein Fach nicht interessiert. Besondere Mühe macht ihm Wayne (Bild), der faul, frech und gewaltbereit ist. Als dieser ihn eines Tages nach verbalen Attacken auch noch tätlich angreift, passiert es: Ken Barrett schlägt zurück. (sob.)
Di, 11., Do, 13., Fr, 14., Mo, 25., Do, 27. Januar, 19.30 Uhr, 25. Januar zusätzlich 14.30 Uhr, Grabenhalle St.Gallen.
Di, 18. Januar, 14.30 und 19.30 Uhr, Kantonsschule Wattwil.
Do, 10. Februar, 19.30 Uhr, Kantonsschule Heerbrugg.

Individualität und Verschiedenartigkeit einzubauen», wie sich der Regisseur der St.Galler Inszenierung Tim Kramer ausdrückt. Durch die Aufführung in der Studio-Bühne wird er die Intensität des Stücks noch steigern: Acht Schauspielerinnen treten dem Publikum in vierzig Rollen im direkten Dialog entgegen.

Wachsam bleiben

Als Leiter der Fachstelle für Aids- und Sexualfragen erfahre und beobachte ich selbst seit 14 Jahren den Umgang mit der Thematik Aids. Zwei Jahre nach der Uraufführung von «Angels in America» wurden 1985 die Aids-Hilfe Schweiz und auch die Aids-Hilfe St.Gallen-Appenzell gegründet. Wir hatten Glück. Hier gab es keinen Reagan und auch nicht Vater und Sohn Bush, welche die Reaktionen auf die neu auftretende Krankheit Aids politisch anführten. Die Aids-Arbeit in der Schweiz war sowohl von staatlicher wie auch von privater Seite von einer bemerkenswerten Vernunft getragen und die Homosexuellen waren selber massgeblich an der Gründung der Aids-Hilfe Schweiz beteiligt. Die Schweizer Stop-Aids-Kampagne galt und gilt immer noch weltweit als beispielhaft. So weit, so gut. Doch auch ich erlebte noch in den frühen neunziger Jahren heftige Auseinandersetzungen in der Schweiz. Die Werthaltungen von Selbstverantwortung ohne Zwang, also von einer Kampagne, die auf Lernbereitschaft aufbaut und die Solidarität mit den Menschen mit HIV und Aids in den Mittelpunkt stellt, muss immer wieder neu erkämpft werden. Auch wir wurden noch Mitte der neunziger Jahre bei Auseinandersetzungen rund um das Lehrmittel «Sexualerziehung und AIDS» als «Saukerle» bezeichnet, welche die Jugend zum Sex verführen. Auch wir wurden als «schwule Missionare» verunglimpft, als wir in der gleichen Zeit den schwulen Männerchor Zürich (Schmaz) zum Welt-Aids-Tag engagierten. Deshalb lohnt es sich, wachsam zu bleiben. Aufgrund dieser persönlichen Erfahrungen bin ich sehr gespannt auf die Botschaften von Tony Kushners «Angels in America» zu Aids, Homosexualität und den Dramen menschlicher Beziehungen. Es ist eine tiefgründige Auseinandersetzung mit Aids und Homosexualität, gleichzeitig gefüllt mit grundlegenden Fragen nach Leben und Tod.

Angels in America: 20., 23., 25., 27., 30. Januar, 1., 4., 8., 11., 15. und 17. Februar, jeweils 20.15 Uhr, Studio des Theaters St.Gallen.



TAXI DRIVER IN LIMA

32

«Dias de Santiago» heisst der Erstling des peruanischen Regisseurs Josué Méndez. Der überzeugend umgesetzte Film erzählt vom Kriegsheimkehrer Santiago, der mit der Welt daheim in den Armutsvierteln von Lima nicht mehr zurechtkommt. Die Geschichte könnte auch in den USA oder Russland spielen. von Andreas Kneubühler

Es gibt diese Stories des amerikanischen Autors Cornell Woolrich, die stets von Verliertypen handeln und zu Vorlagen grossartiger Filme geworden sind. «Sunset Boulevard» von Billy Wilder ist eine der berühmtesten Adaptionen für die Leinwand. Schon auf den ersten Seiten der schwarzen Geschichten weiss man jeweils, dass es mit der Hauptfigur nicht gut herauskommt. Und dieses Gefühl begleitet einen auch durch «Dias de Santiago», den Erstling des jungen peruanischen Regisseurs Josué Méndez.

Auf der Hut

Gleich zu Beginn starrt Santiago Roman (Pietro Sibille) mit düsterem Gesichtsausdruck in die Kamera. Er hat auch allen Grund dazu. Der bullige Typ war drei Jahre beim Militär in einem schmutzigen Krieg gegen Terroristen und Drogenhändler an der Grenze zu Ecuador. Es sind verlorene Jahre, in denen er beinahe alles verpasst hat: Ausbildung, Jobsuche, Erwachsenwerden. Der Rückstand lässt sich nicht mehr aufholen. Schon von seiner Statur her wirkt der 23-jährige Kriegsveteran in der Diskothek fehl am Platz unter tanzen- und unbeschwert wirkenden Jugendlichen.

Seine Erlebnisse bei den Militäreinsätzen kann Santiago nicht abschütteln. Immer ist er

angespannt, auf der Hut, beobachtet seine Umgebung, wie wenn jederzeit Feinde aus dem Hinterhalt zuschlagen könnten. Er versucht, alles zu kontrollieren. Alltagshandlungen werden wie eine kriegerische Mission vorbereitet. In Gedanken exerziert er ein Gespräch, einen Annäherungsversuch immer wieder durch – und dann klappt es doch nicht. In der Nacht zieht Santiago seinen Kampfanzug an, um sich wieder der übersichtlichen Welt eindeutiger Befehle nahe zu fühlen.

Ringsum ist die Misere gross. Armut und Hoffnungslosigkeit prägen die Umgebung und lassen niemanden unversehrt. Mit seiner Frau klappt die Kommunikation überhaupt nicht mehr. Die Eltern, die ihn vorerst durchfüttern, weil es für die Ex-Soldaten keine staatliche Unterstützung gibt, wollen ihn loswerden. Die Kumpels aus der Armee haben allen Glauben verloren, sich noch in die Zivilgesellschaft integrieren zu können und wollen entweder in den Drogenhandel einsteigen, ein Bordell eröffnen oder eine Bank überfallen.

Aufarbeitung des Kriegstraumas

Doch so trist, wie diese Beschreibung wirkt, ist «Dias de Santiago» nicht. Josué Méndez erzählt in einem sparsamen, halbdokumentarischen Stil. In den Strassen von Lima bleibt

die Kamera dicht beim Muskelpaket Santiago. Immer wieder wechseln sich farbige und schwarzweiss gefilmte Sequenzen ab. «El Grand Salto de tu Vida» steht auf einem Plakat, es wirkt wie ein Kommentar zur Handlung. Trotz aller Nüchternheit gelingen dem Regisseur immer wieder überzeugende filmische Umsetzungen der Gefühlswelt des Ex-Soldaten.

Ein Sprung ins kalte Meer läutet eine Wende ein. Santiago gibt nicht auf, versucht einen Ausweg zu finden. Er beginnt Taxi zu fahren, schreibt sich für eine Computerschule ein, lernt neue Leute kennen. Er wirkt zwar immer noch gefährlich wie ein Springmesser, doch die Gefahr einer Eskalation ist gebannt – allerdings nur vorläufig. Wie beim naheliegenden filmischen Vorbild, dem Taxi Driver von Martin Scorsese, wird Santiagos Distanz zur Normalität genau dann zu einem unüberbrückbaren Hindernis, als er versucht, wieder am Leben teilzunehmen, Anschluss zu finden. «Dias de Santiago» liefert einen ungewohnten Einblick in die peruanische Gesellschaft und das Leben in den Armutsvierteln von Lima. Aber das Thema hat auch eine Aktualität, die darüber hinausgeht. Traumatisierte Soldaten, die aus einem sinnlosen Krieg heimkehren, gibt es auch in Russland oder den USA. Dort darf man gespannt sein, ob es mit der filmischen Aufarbeitung des Kriegstraumas ebenso lange dauert, wie nach dem Vietnam-Krieg – etwa mit «The Deer Hunter» von 1978. Der erste Golfkrieg fand jedenfalls noch immer keinen Niederschlag auf den Kinoleinwänden.

«Dias de Santiago» läuft im Januar im Kinok. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



ALEXANDRIE — NEW YORK. Vierzig Jahre nachdem er in New York die Schauspielschule abgeschlossen hat, kehrt der berühmte ägyptische Filmemacher Yehia anlässlich einer ihm zu Ehren gehaltenen Retrospektive in die Stadt seiner Studienzeit zurück. Er tut es widerstrebend: Die USA sind schon lange nicht mehr das Land seiner Jugendträume. Doch schon am ersten Abend in New York begegnet Yehia seiner grossen Liebe Ginger, der er einst ewige Liebe geschworen, die er dann aber aus den Augen verloren hat.

Ginger hält für Yehia ein Geheimnis bereit, das sie Jahre lang gehütet hat und das sein Verhältnis zu Amerika noch einmal verändert. «Alexandrie — New York» erzählt die romantische wie dramatische Liebesgeschichte von Ginger und Yehia, unübersehbar autobiographisch gefärbt, aber auch Chahines komplexe Beziehung zu den USA. Das kosmopolitische Meisterwerk voll exotischer Romantik oszilliert leichtfüssig zwischen Melodrama und Musical, erzählt von Verführung, erster Liebe und dem Erwachen cineastischer Leidenschaft. «Alexandrie — New York» ist das zärtliche Vermächtnis des grossen ägyptischen Regisseurs. [sm.]



IN YOUR HANDS. Die junge Pfarrerin Anna wird als Vertretung in ein Frauengefängnis berufen. Dort macht sie Erfahrungen mit einer Realität, von der sie bisher wenig gewusst hat: Florierender Drogenhandel unter den Gefangenen, knallharte Hierarchiestrukturen, Aufseher, die nicht nur die Gefühle der Insassen, sondern auch ihre eigenen unter Kontrolle halten müssen. Als sie überraschend schwanger wird, scheint ihr privates Glück perfekt. Sie und ihr Mann hatten die Hoffnung auf ein eigenes Kind schon fast aufgegeben. Vorgeburtliche

Untersuchungen zeigen jedoch, dass das Kind einen Chromosomendefekt hat. Das Paar steht vor einer schwierigen Entscheidung. In ihrer Verzweiflung und auf der Suche nach Hilfe wendet sich Anna schliesslich an die Gefangene Kate, die übersinnliche Kräfte haben soll. Annette K. Olesen («Sma Ulykker — Kleine Missgeschicke») greift in ihrem unter die Haut gehenden Dogmafilm wichtige Fragen nach Glaube, Schuld und Vergebung, Unfruchtbarkeit und genetischen Defekten bei Ungeborenen auf. «In Your Hands» zeigt, was passiert, wenn die Hoffnung dem Misstrauen unterliegt, der Glaube von Vernunft beherrscht wird und der Schmerz grösser ist als die Liebe. [sm.]

33

Beide Filme laufen im Januar im Kinok. Genaue Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.

TOUCH THE SOUND. Evelyn Glennie ist Perkussionistin. Eine sehr erfolgreiche Perkussionistin. Die Schottin gibt Konzerte in New York, Tokyo, letztes Jahr war sie auch in der St.Galler Tonhalle zu Gast. Sie könne Geräusche spüren, heisst es: Evelyn Glennie ist gehörlos. Nun hat Regisseur Thomas Riedelsheimer einen Porträtfilm über die faszinierende Persönlichkeit gedreht: «Touch the Sound». Ausgangspunkt und Herzstück ist die Aufnahme von Evelyn Glennies erster CD mit improvisierter Musik in einer Kölner Fabrikhalle. Von hier aus unternimmt der Film eine Reise in die Welt des Klanges, indem er seine Protagonistin rund um den Globus begleitet. Mit Sensibilität und distanzierter Zurückhaltung gelingt

es ihm dabei, gleichzeitig Einblicke in die avantgardistische Musik Glennies als auch in das Privatleben der Künstlerin zu geben. Riedelsheimer inszeniert einen eher klassischen Dokumentarfilm: objektiv, kommentarlos, unspektakulär. Somit mag der Film sich einem breiteren Publikum zwar verschliessen, beeindruckt aber gerade durch seine asketische Haltung, die dem Objekt seiner Darstellung respektvoll den nötigen Freiraum gibt, um für sich selbst zu sprechen. Der Film des Regisseurs von «Rivers and Tides» gewann am Filmfestival in Locarno den «Prix Semaine de la Critique» und am Leipziger Filmfestival die «Goldene Traube». [sob.]

«Touch The Sound» ist ab 30. Dezember im Kino Scala Club zu sehen.

«SIEH, ALMA, HIER LEBTE UNSER

Drei Könige kamen ins Abendland und ein vierter bis in die Ostschweiz: Der schwedische König Gustav IV., abgesetzt nach der Niederlage im Finnischen Krieg, verbrachte seine letzten vier Lebensjahre in St.Gallen, wo er 1837 vereinsamt starb. Zahlreiche Schwedische Autoren haben den König und sein Exil beschrieben, auch St.Galler Zeitzeugen erzählten vom stadtbekannten Spaziergänger. Eine literarische Spurensuche. von Richard Butz

Auf einer Reise durch das Landesinnere Schwedens, von Norden nach Süden, irgendwo in Mittel- oder doch schon fast in Süd-schweden, es war ein warmer, sonniger Tag: An einer Strassenkreuzung taucht ein Wegweiser auf, der Ort oder eher Weiler heisst «Gustav IV. Adolf». Diese Information stellt die Verbindung zu einer Tafel in St.Gallen her. Sie befindet sich an der Westseite des Globus-Gebäudes. Die Inschrift, in Grossbuchstaben in Stein gehauen, lautet: «Hier stand das Gasthaus zum Roessli wo Exkönig Gustav IV. von Schweden seine letzten 4 Jahre wohnte und am 7. Februar 1837 starb.» So begann die Suche nach einer Verbindung zu St.Gallen und zu einer geschichtenumwobenen und geschichtlich interessanten Gestalt, dem Schwedenkönig Gustav IV. Adolf und seinem Exil in der Schweiz und St.Gallen.

Fremdling in St.Gallen

Diese Tafel hat schon einige bedeutende Schwedinnen und Schweden nach St.Gallen gebracht. Der berühmte Reiseschriftsteller Sven Hedin stand 1935 mit seiner Schwester vor dieser Tafel und sagte, den Hut in der Hand, tief bewegt: «Sieh, Alma, hier lebte unser König!». Etwas über zehn Jahre danach kam der spätere Literaturnobelpreisträger von 1974 Eyvind Johnson nach St.Gallen. Johnson, der den St.Gallern an anderer Stelle bescheinigt, dass sie bekannt seien für «ihren klugen Kopf und spitze Zunge», schreibt in seinen heute noch sehr lesenswerten «Notizen aus der Schweiz»: «Abends bummelten wir in den Strassen der Stadt herum. Es ist eine Stadt der Schmuckwaren, ein Zentrum für Spitzen und Häkelarbeiten, eine Stadt der Schulen und unendlich ruhig. Wir wandern ein wenig in der Abendstille auf der Oberen und Unteren Gasse umher und denken, woran ein Schwede hier nicht umhin kann zu denken: Einer unserer Könige, Gustav IV, wurde hierher verschlagen. Man hat seine Spuren gesucht und war dabei ganz erfolgreich. Zuletzt war Frank Heller hier ...»

Frank Heller, in Schweden einst ein berühmter Autor, veröffentlichte seine «Schweizer Reise» auf Deutsch 1949 in einem Kopenhagener Verlag. Er glaubt, Gustav IV. Adolf sei hier vergessen, als ob er nie in St.Gallen gewohnt hätte und fragt, ob die St.Galler überhaupt wüssten, wer er war. «Dunkel vielleicht; es soll eine Gedenktafel auf dem Friedhofe der Stadt zu finden sein. Sie interessiert uns nicht.» Hat keine Behörde in irgendeiner Weise sein Andenken bewahrt? «Nein. Der letzte Wasa ist zu Staub und Asche geworden, nicht aber die Fabel.» Nach Heller hat der kosmopolitische Schriftsteller Pär Rädström 1961 mit «Översten» («Oberst») dem «Fremdling in St.Gallen» ein Buch gewidmet. Allerdings verlegt er in dem bis heute nicht ins Deutsche übertragenen Buch die Handlung um den König hauptsächlich nach Basel und macht ihn zu einer noch lebenden Figur. Nochmals drei Jahre später stellte der Dramatiker Lars Forssell den Schwedenkönig in seinem Stück «Galenpannan» («Der Tollkopf») dar.

Die Lektüre von Heller und Karin Naumanns «Utopien von Freiheit», zufällig gefunden im Strindberg-Museum in Stockholm, brachte eine neue Spur. Ausführlich beschreibt die Schweizer Nordistin in ihrem aufschlussreichen Werk über die Schweiz im Spiegel der schwedischen Literatur die Schweizer Reise des Spätromantikers und literarischen Salonlöwen Carl Wilhelm Böttiger im Jahre 1835, die sich in Briefen, Erinnerungen und Gedichten niederschlug. 14 vierzeilige Strophen umfasst sein Gedicht «Fremdling in St.Gallen», erschienen in der Sammlung «Nordlandsharfe» (1889). Es beginnt pathetisch, schwärmerisch und geografisch nicht gerade präzise: «Liegt ein Garten bei St.Gallen/ Nah' der Goldach klaren Flut/ Hier hat unter Lindenwipfeln/ Jüngst ein Wand'rer ausgeruht.» In der zweiten Strophe starrt der König «halberlosch'nen Blickes/ Auf St.Gallens Berge hin». Mit Glockenklang, der die «Thäler durchhallt», lässt er das Gedicht wieder mit einem kühnen Vergleich enden: «Und, vom Todeshauch berührt./ Stirbt er sanft, den Blick auf Gletscher,/ Wie's dem Nordlandssohn gebührt.»

Vom König zum Oberst

Gustav IV. Adolf kommt am 1. November 1778 zur Welt und besteigt 1792, bis zu seiner Volljährigkeit vorerst noch unter Vormundschaft stehend, den Thron. Sein Desinteresse für Routinegeschäfte führt zu einer zunehmenden



Gustav, König Wasa

KÖNIG!»



35

den Machtübernahme von Ratgebern und Bürokraten. 1798/99 kommt es zu einer staatspolitischen Krise. Trotz leeren Staatskassen gelingt ihm dennoch ein paar innenpolitische Reformen. In der Aussenpolitik engagiert sich der König deutlich. Er lehnt etwa die Freiheitsideen aus Frankreich strikt ab, und sein Hass gegen Napoleon mündet in eine Allianz mit Russland. Nach dem Frieden von Frankreich mit Russland 1807 will er sich nicht der Kontinentalachse gegen England anschliessen. Dies führt zum sogenannten Finnischen Krieg mit Russland, den Schweden verliert. Es kommt zu gewaltigen Unruhen. 1809 wird der König verhaftet. Er muss abtreten, kommt für kurze Zeit ins Gefängnis und muss schliesslich das Land verlassen. Er lässt sich in Basel nieder und führt unter dem Pseudonym Oberst Gustafsson ein rechtes Vagabundenleben mit zahlreichen Frauengeschichten. Schliesslich kommt er nach St. Gallen, wo er im Gasthaus Rössli logiert. Ganz vergessen geht er nicht. Er publiziert in St. Gallen verschiedene Schriften, und ab und zu sucht und findet ihn ein schwedischer Journalist. So trifft ihn 1836 Nils Arfwidsson in der Gaststube sitzend, von seinem Lebenslauf gezeichnet, auf einer kleinen Handorgel eine Melodie in Moll spielend. Auch der französische Dichter Victor Hugo weiss von ihm und dichtet eine Ode über diese «Inkarnation der Freiheit». Als der vereinsamte König stirbt, hinterlässt er wenig: Kleider, einen Tabaksbeutel, einfachen Schmuck und elf Bücher. 14

Tage nach seinem Tod wird die Leiche nach dem Schloss Eichhorn bei Brunn überführt. Der Chronist Peter Ehrenzeller, Kantonsarchivar, berichtet, dass ein «schaurig-schöner Nordlichtschein dem toten nordischen König als Todesfackel vorangeleuchtet hatte». Für St. Gallen sei dies ein «nicht alltägliches Ereignis» gewesen. 1884 werden seine sterblichen Überreste in Stockholm beigesetzt und ab dem 19. Jahrhundert findet eine gewisse Umwertung des negativen Bildes statt. Heute gesteht ihm die Geschichtsschreibung seinen Einsatz für die schwedische Innenpolitik und einen gewissen Sinn für die Notwendigkeiten und Bedingungen der Staatswirtschaft zu. Was unverändert bleibt, ist die Charakterisierung seiner Person als von Natur aus starr und kontaktarm.

Stadtbekannter Spaziergänger

Der St. Galler Künstler Emil Rittmeyer musste oft im Auftrage seines Lehrers Bücher zum König bringen. Er überreichte sie mit den Worten: «Herr König, Herr Professor lässt sie bestens grüssen.» Aus jenen Schülertagen stammt wohl seine kleine Farbskizze des Königs, die im Neujahrsblatt 1914 veröffentlicht wurde. Zum 100. Todestag hat Joseph Denking eine sechsseitige Abhandlung geschrieben, sie liegt als maschinengeschriebenes Manuskript in der Kantonsbibliothek Vadana. In den 50er-Jahren hat der Schriftsteller und Historiker Georg Thürer, darauf aufbauend und ergänzt durch eigene Recher-

chen, im St. Galler Tagblatt einen Beitrag über die «St. Galler Jahre von König Gustaf IV. Adolf» veröffentlicht.

Er berichtet, dass der hochgewachsene alte Herr in braunem Gewand stadtbekannt gewesen sei. Und: «Auch seinen Pudel «Paris» kennt man, der ihn bei seinen Spaziergängen in das grossartige Wanderland rund um St. Gallen begleitet.» Denking gewichtet dies vorgängig etwas anders und schreibt, der Ex-König habe nur Französisch gesprochen und seine Zeit mit Lesen verbracht, und er sei nur abends spazieren gegangen. Er beschreibt dessen Verhalten und Auftreten als «jederzeit gerecht und pünktlich, etwas distanziert gegen Fremde, aber freundlich gegen jedermann». Laut Denking grüssten ihn die Vorübergehenden mit dem ortsüblichen «Grüezi». Und die Kinder, so derselbe Chronist, begegneten dem bescheidenen Mann eher ehrfurchtsvoll und raunten sich gegenseitig zu: «Das ist der König von Schweden!»

Quellen: Karin Naumann. Utopien von Freiheit. Die Schweiz im Spiegel schwedischer Literatur. Beiträge zur nordischen Philologie, Band 23, Basel, 1994 (Helbing & Lichtenhahn). – Eyvind Johnson. Notizen aus der Schweiz. Frauenfeld, 1977 (Verlag Huber). – Frank Heller. Schweizer Reise. Kopenhagen, 1949 (Verlag Heimdal). – Torbjörn Nilsson. Schwedische Nationalenzyklopädie, Band 8. sowie Guide till Sveriges historia I Europa (beides übersetzt von Andreas Fischer, Blekinge). – Joseph Denking. Der Schwedenkönig und sein Schweizer Exil. St. Galler Tagblatt, 5.-6.2. 1937. Georg Thürer. Die St. Galler Jahre von König Gustaf IV. St. Galler Tagblatt, 22.10.1955. – Zeichnung Emil Rittmeyer aus dem Neujahrsblatt 1914.



Zu einem Bummel in der Altstadt gehört auch der Besuch im «Ribaux-Antiquariat». Sie finden es im Paracelsusgässlein (Webergasse 24a, beim Restaurant Schwanen)

Ribaux Antiquariat

Tel 071 222 16 04. Fax 071 222 16 21

E-mail ribaux@iprolink.ch



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

Finde heraus,
was du gerne tust.
Dann tu's.

Coco Chanel

professionelle

LAUFBAHNBERATUNG FÜR FRAUEN

Lydia Jäger, 071 222 15 14
info@profession-elle.ch
www.profession-elle.ch

e



SKM Studienzentrum
Kulturmanagement
Universität Basel

**Wo Management Spass macht
— und Kultur Kultur bleibt.**

- Masterprogramm Kulturmanagement / MAS UniBS
- Weiterbildung in Kultur- und Stiftungsmanagement
- Beratung und Unterstützung kultureller Institutionen

Informationsveranstaltung Masterprogramm Kulturmanagement

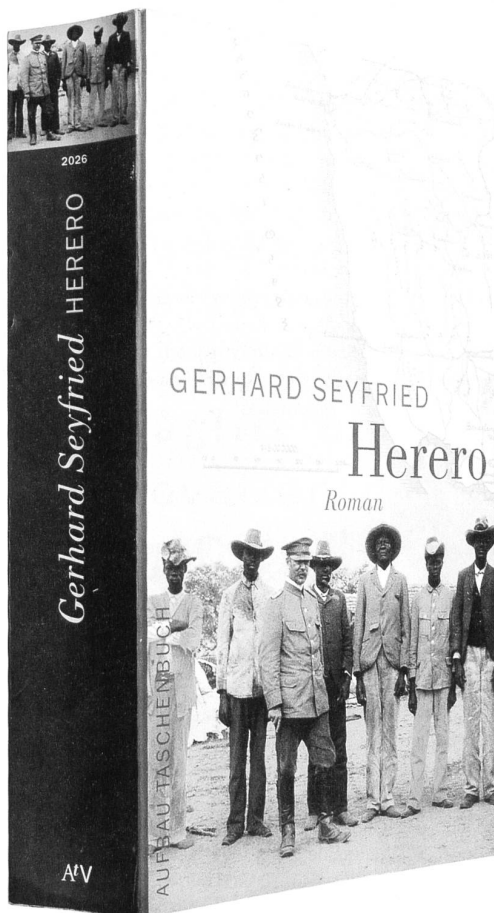
Studiengang 2005-2007: Beginn Oktober 2005

Donnerstag, 20. Januar 2005, 19.30 bis ca. 21 Uhr

Die Studienleitung informiert über das
berufsbegleitende Weiterbildungsangebot:
Ziele, Lehrinhalte, Dozierende, Methoden,
Zulassung, Arbeitsaufwand, Zertifizierung usw.

Anmeldung nicht erforderlich.

SKM, Rheinsprung 9-11, 4051 Basel
Weitere Informationen: T 061 267 34 74 oder
www.kulturmanagement.org



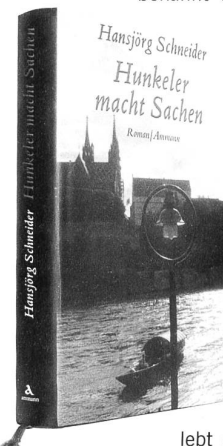
Kaum je schafft es ein Kriminalroman in eine TV-Literatursendung, und im Feuilleton, sofern es überhaupt noch existiert, kommen Krimis höchstens am Rande vor. Eigentlich schade, denn sie bilden ein Scharnier zu den geheimsten Wünschen – Wen möchte ich gerne umbringen? – und Vorstellungen des Menschen. Dr. Freud und andere lassen grüssen. Im Ernst: Es gibt immer wieder Krimis, die auch literarisch bestehen können. In diese Kategorie gehört ganz eindeutig **TOD IN LISSABON** des Engländers Robert Wilson. Ihm gelingt es, zwei Geschichtenstränge überzeugend zu verbinden. Im Mittelpunkt steht Inspektor Zé Coelho, der den Mord eines Mädchens untersucht. Am Anfang vermutet er ein Sexualdelikt. Doch bald führt ihn die Ermittlung gut 50 Jahre zurück, ins Jahr 1941, und zu Klaus Felsen, einem Offizier der SS, der sich in geheimer Mission im damals faschistischen, aber im Krieg neutralen Portugal aufhielt. Was da alles zutage kommt, an Habgier, Politik, sexueller Gier und Rache, ist brillant und mit atemberaubendem Tempo erzählt.

Ebenfalls spannend ist **HUNKELER MACHT SACHEN**, der neue Hansjörg-Schneider-Krimi, aber doch langsamer und bedächtiger erzählt. Kommissar Hunkelers Freundin ist für drei Monate nach Paris verreist, und er gerät über einen seiner Lieblingsorte, die Beiz, in eine Mordgeschichte hinein, die ihm viel Kummer bereitet. Ähnlich wie bei Wilson ist das Vordergründige nicht die ganze Wahrheit. Hunkeler verrennt sich, wird suspendiert, bleibt aber dran, gerät ins Rotlichtmilieu und in ein dunkles Kapitel der neueren Schweizergeschichte: die Diskrimination der Schweizer Fahrenden und vor allem den Kinderdiebstahl an den Jenischen, den die Pro Juventute mit der Aktion «Kinder der Landstrasse» von 1923 bis zum Beginn der 1970er-Jahre, übrigens mitsubventioniert vom Bund, systematisch betrieb. Genau diese Verbindung macht diesen Schneider-Krimi so lesenswert, hier wird Gesellschaftskritik geübt, leise zwar, aber umso eindringlicher.

Keinen Krimi hat Gerhard Seyfried mit seinem Roman **HERERO** geschrieben, der jetzt als Taschenbuch erschienen ist. Fast genauso, wenn auch um einiges bestürzender, zu lesen, ist aber dieser Roman dennoch. Und er berichtet ebenfalls von einem dunklen Kapitel der Geschichte, dieses Mal ist es die Kolonialgeschichte von Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia). 1903 trifft der Vermesser Carl Ettmann in der Hafenstadt Swakopmund ein. Nur einige Tage später bricht im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika der Herreroaufstand aus. Ettmann kann nicht kartografieren. Er wird vielmehr in die Armee eingezogen und beginnt, Tagebuch zu führen. Darin zeichnet er

genau auf, was in diesem grausamen Krieg geschieht, der schliesslich in einen Vorläufer des Holocaust mündet. Die kaiserlichen Truppen, angeführt vom verbrecherischen Generalleutnant Lothar v. Trotha, erhielten folgenden Befehl: «Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen, ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück, oder lasse auf sie schiessen.» So geschah es, und die heutigen Nachfahren der überlebenden Herero warten bis zu diesem Tage auf eine Wiedergutmachung. Seyfried gibt den Herero eine Stimme, so wie es Uwe Timm in seinem ebenfalls eindrücklichen Roman **MORENGA** für die Hottentotten Südwestafrikas getan hat. Auch ihren Aufstand hatte v. Trotha einige Jahre früher im Sinne des Kaisers auf ähnliche Weise «erledigt».

Zu «Herero» und «Morenga» passt das beklemmende Buch eines Autors, der erstaunlicherweise im deutschen Sprachbereich nicht bekannt ist, weil er bis jetzt noch keinen deutschen Verleger gefunden hat. Das ist eine Schande, denn der südafrikanische Autor André Brink kann neben Peter Carey oder García Márquez und seinen bei uns bekannten Landsmann J.M. Coetzee gestellt werden. Er wurde 1935 geboren,



lebt und arbeitet als Professor für englische Sprache in Capetown, hat bisher 15 Romane sowie 3 Essaybände veröffentlicht und mehrere bedeutende Preise gewonnen. **THE OTHER SIDE OF SILENCE** handelt von Hanna, einer jener zahlreichen Frauen, die aus ärmlichen Verhältnissen stammten und nach Südwestafrika verschifft wurden, um die Frauennot der deutschen Siedler zu befriedigen. Missbraucht, geschändet und verstümmelt, sinnt sie auf Rache und beginnt schliesslich, unterstützt von afrikanischen Freunden, einen erbarmungslosen Vergeltungsfeldzug gegen ihre früheren Peiniger. Auf dem Höhepunkt und kurz vor der Vollendung des Plans wird sie gefangen genommen, sie wehrt sich nicht, sie hat die Rachegelüste innerlich überwunden und lächelt in der Erkenntnis, dass sie auf der «anderen Seite» angekommen ist. Für einmal wechselt dieser Schreibende zum Ich und gesteht: Dieses Buch hat mich zu Tränen gerührt.

Robert Wilson. Tod in Lissabon. Goldmann Tabu, Nr. 45218. **Hansjörg Schneider. Hunkeler macht Sachen.** Gebunden, Amman Verlag, Zürich. **Gerhard Seyfried. Herero.** Herero. Atv-Tabu, Nr. 2026, Aufbau Verlag. **Uwe Timm. Morenga.** dtv-Tabu, Nr. 12725. **André Brink. The Other Side of Silence.** Vintage Tabu, Vintage UK.



38

TOCOTRONIC. Nachdem ich sprichwörtlich «den Boden geküsst» hatte zum grauen Dezemberstart, kam «Pure Vernunft darf niemals siegen» (Musikvertrieb) gerade zur richtigen Zeit. Selten genug: Musik als Lebensanker. Bereits der Opener «Aber hier leben, nein danke» entführt zu einem luftigen, nachdenklichen Abendspaziergang durch einen mythischen Wald, an dessen Ende schwermütige, dunkle Wolken hängen. Und Dirk von Lowtzow haut lyrisch gleich in die Vollen: «Ich mag die Tiere, nachts im Wald. Wenn sie flüstern, dass es schallt. Ich mag den Weg, ich mag das Ziel. Den Exzess, das Selbstexil.» Nicht resignieren, immer weitergehen; den roten Faden in den Poemen nicht verlieren. «Im

Blick zurück entstehen die Dinge, im Blick nach vorn entsteht das Glück», «Hier gibt es keine Angst, für niemand»: der Zitate wären viele. Im Kern des Albums – dem Titelstück – propagieren Tocotronic mehr Unvernunft: «Wir brauchen dringend neue Lügen». Wer bei diesem Satz den Kopf schütteln sollte, darf nie mehr die drei B-Worte Blocher, Bush oder Berlusconi aussprechen, ohne im Erdboden zu verschwinden! «Pure Vernunft» ist Tocotronics poetischstes Werk! Ihre Herbstplatte. Die auch einen langen, kalten Winter durchzuheizen vermag. Sie führt einen nicht nur durch den Wald, sondern auch durch den Friedhof und den Achten Ozean. Eben: immer weiter, im Zweifelsfall auch «gegen den Strich». Letzte-

res das herrlichste Stück der CD. Mit cooler Emphase frohlockt Lowtzow: «Ich bin nicht allein in meiner Sucht, vor den Spiessern auf der Flucht.» Langsam beginnen sich die dunklen Wolken über dem Wald zu lichten. Die an Reife gewachsenen Hamburger setzen die (zukünftige) Blaupause in der deutschen Popmusik, verkörpern die blaue (oder «weisse»?) Blume unserer Zeit; hochpoetisch, romantisch, sinnlich, textlastig, subversiv. Und da bei den Tocos das Schönste meist noch am Schluss kommt, rundet «Ich habe Stimmen gehört» dieses Werk melancholisch ab. Gute Kunst verändert einen – «Pure Vernunft» macht dies!

BLUSBUEB. Die Schweizer sagen ja auch Lusubueb. Verstehtsch? Äh übrigens, muss das sein, dass mit jeder Neuentdeckung aus der Hauptstadt gleich auch «die langerwartete Rettung für den Berner Mundartrock» ausgerufen wird? Könnte einem schon fürs Erste die Freude an «Super Tortas Gigantes» (RecRec) von «Anonymus» Blusbueb vergällen. Aber Presswerk teilt ihm natürlich eine gerechte Chance aus. Schliesslich sang noch niemand so sympathisch und ironisch über Gölä («Was hät das söle?»). Auch Kuno Lauener und Stiller Has thematisiert der Berner, der seine schönste Lebenszeit in Mexiko brachte, keck und witzig. Bern ist Dreh- sowie Angelpunkt dieses Debüts: «U beibi e lieb di, u beibi e ha di gärrn, u beibi e weiss, du chonsch ovo bärrn»: dazu bluest er spitzbüebisch. Zwischen Dada, Gaga, Ironie und Wortspielereien jongliert Blusbueb nicht immer ganz stilsicher. Jedoch pendelt «Super Tortas Gigantes» irgendwo zwischen einem «Nur-Gag» (St.Galler Tagblatt) und der «Mundartplatte des Jahres» (Facts). Und besitzt mit «Feiter» (mindestens) einen ganz tollen Song und mit «Weiche Siech» eine Mani-Matter-Parodie, die berührt.

SON, AMBULANCE. Ja, das Saddle-Creek-Label: Die schöne Liste wird immer länger. Das inzwischen berühmteste Aushängeschild dieses Indie-Stalles war kürzlich sogar dem hiesigen Lokalblatt eine grössere Story wert: Bright Eyes. Im nächsten Heft mehr über dessen zwei (sic!) neue Platten. Aber jetzt zu Son, Ambulance, die den Reigen an wunderlichen Bands aus Omaha, Nebraska, erweitern. Und da der Platz auf dieser Seite bereits jetzt knapp zu werden droht und der Redaktor mit dem Rotstift ungeduldig hinter mir steht: «Key» (RecRec) ist nicht das ganz grosse Ding, das ich nach den gierig verschlungenen Vorschusslorbeeren erwartete, aber alleweil mehr als ein Reinhören wert. Für alle, die auf verschrobene und doch sehr melodische Musikdramen stehen und nicht mehr auf das nächste Radiohead-Album warten können. Anspieltipps schon mal zum Voraus: «Paper Snowflakes», «Case Of You/Wrinkle, Wrinkle» und vor allem das 7-minütige, ausufernd bezaubernde «Sex in C Minor».

EMINEM. Die Charts täuschen doch nie! Weder bei U2, R.E.M. noch Eminem? Schwachsinn! Die Charts täuschen immer. Oder mehrheitlich. Ausser bei Eminem? Bei Eminem gibt es keine Richtschnur, obwohl er inzwischen in der Mainstream-Falle feststeht wie eine überfressene Maus. Darf Marshall Mathers eigentlich alles vor laufender Kamera (Mikrofon): görpsen, kotzen, pissen, schießen, Freunde und Feinde beschimpfen? Ach, und man hört sie schon. All die gut meinenden Kritiker, die Eminem jetzt trotz seiner ewigen Ausfälle Erwachsensein attestieren. Weil seine Texte reifer geworden seien, etc. Deswegen darf er also! Und die «seriösen» Blätter NZZ und FAZ widmen ihm fast eine ganze Zeitungsseite. Jetzt ist er wohl sakrosankt, oder was? – Pscht, unter uns: «Encore» (Universal) ist (mit wenigen Ausnahmen) eine Hammerplatte und hat mit «Mockingbird» eine der schönsten Rap-Balladen ever intus.

SIEBERS NEUJAHRS-PODESTLI:

- {1} **Tocotronic** Pure Vernunft Darf Niemals Siegen (ersch. am 17.01.)
- {2} **John Cale** Music For A New Society (1982)
- {3} **Eminem** Encore
- {4} **Tom Petty** Full Moon Fever (1989)
- {5} **Son, Ambulance** Key
- {6} **Blusbueb** Super Tortas Gigantes
- {7} **Maximilian Hecker** Lady Sleep (ersch. am 24.01.)
- {8} **Prince** Musicology

René Sieber, Autor und Pop-Freak,
hofft nicht nur auf musikalische Glanzlichter im neuen Jahr.